

Schachfieber

e2-e4, c7-c5

Als 1942 in Buenos Aires die Erstausgabe der „Schachnovelle“ in einer limitierten Auflage von nur 250 Exemplaren erschien, hat wohl niemand, am wenigsten Stefan Zweig, erwartet, dass die Novelle zu einem Dauerbestseller und Dauerbrenner der Schullektüre, dass sie 1960 mit Curd Jürgens und Mario Adorf in den Hauptrollen verfilmt werden würde, dass bis 2006 über 1.2 Millionen Exemplare in zahlreichen Neuerscheinungen und Übersetzungen über den Ladentisch gehen würden. Das Buch ist ein Knüller, eine Bombe, ein nie verglühendes literarisches Glanzstück. Eine Schülerin beschreibt es auf einer Internet-Literaturplattform als „Idealbuch: kurz und doch voller mit brisantem Stoff als viele dicke Wälzer.“

Einen solchen Stoff auf die Theaterbühne zu bringen, hat den Nachteil, dass viele ihn schon kennen, und den Vorteil, dass viele ihn schon kennen, eine billige Pointe, zugegeben, aber sie gibt genau den Eindruck wieder, den ich vor der Lektüre der Theaterfassung hatte. Die von Stefan Zweig zwischen 1938 und 1941 im brasilianischen Exil verfasste „Schachnovelle“ ist sein letztes und zugleich bekanntestes Werk, und ich hatte sie früher schon mehrmals verschlungen, meist in einem Atemzug; weshalb also sollte ich sie jetzt im Theater sehen?

Nach der Lektüre wusste ich, weshalb: Es ist nicht einfach eine Wiederholung, es ist eine ganz andere Art von Erlebnis. Dank der audio-visuellen Mittel des Theaters ist die dramatische Begegnung zweier Schachgiganten näher, dichter, präsenter, intensiver, bedrohlicher; kein Zurückblättern, keine Ablenkung, kein vorübergehendes Weglegen des Buches ist möglich, wenn die Geschichte unmittelbar vor unseren Augen ihren Lauf nimmt, keine Mässigung der Gefühle, wenn wir Augenzeuge werden einer zermürbenden Gestapohaft, eines Kampfes auf dem Schachbrett und der erbitterten Schlacht eines fiebrigen, aus den Fugen geratenen menschlichen Geistes gegen sich selber.

Sg1-f3, d7-d6

Die Geschichte mag vielen bekannt sein; dennoch lohnt es sich, ihre groben Züge zu skizzieren.

Wir befinden uns auf einem grossen Passagierdampfer, der von New York nach Buenos Aires unterwegs ist. Mit an Bord ist Mirko Czentovic, der amtierende Schachweltmeister, der eben in den USA Turniere bestritten hat und nun unterwegs zu neuen Triumphen in Südamerika ist. Es ist unmöglich, Mirko Czentovic sympathisch zu finden! In ärmlichen Verhältnissen in einem ungarischen Dorf aufgewachsen, war er ein Wunderkind, dessen überragende Begabung für Schach schon früh vom Dorfpfarrer entdeckt und gefördert worden war. Gleichwohl scheint dies aber seine einzige Begabung zu sein. Er wird als eitel und arrogant, als dumm und ungebildet, als grob und bäurisch beschrieben, in seinem „vermauerten“ Hirn soll nichts eine Rolle spielen ausser Schach und Geldverdienen, als Schachspieler ist er überdies bar jeder Leidenschaft, eine eiskalte Schachmaschine, die mit schierer Rechenkraft und ganz ohne künstlerische Ambition jeden Gegner in die Knie zwingt.

Von einigen Passagieren wird Czentovic bald erkannt, und es entsteht die Idee, ihn zu einer Simultanpartie einzuladen, was auf der monotonen Reise eine willkommene Abwechslung

böte. Der Weltmeister gibt sich aber so distanziert, abweisend und hochnäsigt, dass niemand wagt, ihn anzusprechen. Niemand ausser McConnor. Mr McConnor ist ein eher plumper, aber geradliniger und hartnäckiger Selfmademan schottischer Abstammung, Draufgänger und Spielernatur, Stürmer und Dränger, ein Geschäftsmann, der dank Ölbohrungen in Kalifornien zu einem beträchtlichen Vermögen gekommen ist. McConnor ist forsch genug und hat Geld genug, um das Treffen zu arrangieren. Sofort stürmt er auf Czentovic zu und überredet ihn, gegen eine Gruppe von Passagieren zu spielen, gegen Bezahlung freilich, 250 Dollar, denn nur daran ist dem Weltmeister gelegen.

Die Partie findet statt, und erwartungsgemäss gewinnt Czentovic, Langeweile und Unterforderung demonstrierend. McConnor will unbedingt eine Revanche, und auch dazu lässt sich der Weltmeister herab.

Nachdem schon einige Züge gespielt sind, bietet sich den Herausforderern, die gemeinsam spielen und jeden ihrer Züge absprechen, eine verlockende Chance. Sie verfügen über einen „Freibauern“, also einen Bauern, der ungehindert auf die gegnerische Grundlinie gezogen und dort in eine zweite Dame umgetauscht werden kann, eine Möglichkeit, die sich einem Schachspieler nur sehr selten bietet, aber wenn sie sich bietet, dann bedeutet sie meist den baldigen Sieg. Die Herausforderer können ihr Glück kaum fassen, wännen sich schon als Sieger gegen den Weltmeister und wollen eben ziehen, als ein gerade hinzugekommener Herr sich einmischt: *„Um Gottes Willen! Nicht!“*

Es ist Dr. Bertram, in Zweigs Buch immer nur „Dr. B.“ genannt. Hastig, wie in einem Sog referiert er: *„Wenn Sie jetzt eine Dame machen, schlägt er diese sofort mit dem Läufer c1, Sie nehmen mit dem Springer zurück. Aber inzwischen geht er mit seinem Freibauern auf d7, bedroht ihren Turm, und auch wenn Sie mit dem Springer Schach sagen, verlieren Sie und sind nach neun bis zehn Zügen erledigt. Es ist beinahe dieselbe Konstellation, wie sie Aljechin gegen Bogoljubow 1922 im Pistyaner Grossturnier initiiert hat.“*

Beeindruckt und verunsichert befolgen die Herausforderer Bertrams Rat. Und mit seiner Hilfe holen sie in einer hoffnungslos geglaubten Situation noch ein Remis (Unentschieden) heraus.

Sofort stellt sich die Frage, wer denn Dr. B sei und wie er es geschafft habe, ein solches Wunder zu vollbringen? Im Folgenden wird offenbart, dass B, ein österreichischer Emigrant, in einer Wiener Anwaltskanzlei gearbeitet, die sich der Vermögensverwaltung der grossen Klöster und der Verwaltung der Fonds einiger Mitglieder der kaiserlichen Familie gewidmet hatte. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an Hitlerdeutschland setzten die Nazis Nachforschungen nach dem mobilen Besitz von Kirche und Krone in Gang, in deren Folge es ihnen gelang, einen Spion in die Anwaltskanzlei einzuschleusen. Als dieser die Geschäfte der Kanzlei aufzudecken begann, ging alles sehr schnell: Dr. B konnte gerade noch die am meisten belastenden Dokumente vernichten, bevor er festgenommen wurde und in Haft kam, in ein kleines, abgesondertes Zimmer in einem Hotel, das der Gestapo als Hauptquartier diente. Das Konzentrationslager war ihm nur deshalb erspart geblieben, weil man in Verhören den Verbleib der gesuchten Vermögenswerte aus ihm herauspressen wollte.

In der Einsamkeit dieser Haft nun wurde Dr. Bs Geist mehr und mehr auf die Probe gestellt. *„Über Tage keine menschliche Stimme ... es gab nichts zu tun, nichts zu hören, nichts zu sehen ... nur diese stummen Gegenstände Tisch, Bett, Stuhl, Fenster, Waschschüssel ... ich kam mir vor wie ein Taucher unter der Glasglocke im tiefen, schwarzen Ozean des Schweigens.“*

Nach über vier Monaten Isolation setzten krankhafte Wahnvorstellungen ein. Da bot sich seinem verhungerten Geist plötzlich eine Ablenkung an: In einem Augenblick der Unachtsamkeit der Wärter gelang es Dr. B, aus der Tasche eines im Vorzimmer zum Verhörraum hängenden Mantels ein Buch zu ziehen und in seine Zelle zu schmuggeln. Aber masslos war seine Enttäuschung, als er feststellte, dass es nur ein Schachbuch war, 150 kommentierte Partien grosser Meister. Trotzdem las er das Buch, sein an den Wahnsinn schon fast endgültig verlorener Geist hätte alles gelesen, verschlungen, was eine Auseinandersetzung jedwelcher Art ermöglichte. So lernte Dr. B das Schachspiel direkt von den grossen Meistern und spielte und variierte die Partien erst auf der karierten Bettdecke mit aus Brot geformten Figuren und später mehr und mehr im Kopf auf einem unsichtbaren, in den Geist projizierten Brett. *„Ich hatte mit einem Male eine Tätigkeit – eine sinnlose, eine zwecklose, wenn Sie so wollen, aber doch eine, die das Nichts um mich zunichte machte.“*

Er entwickelte eine solche Meisterschaft, dass er schliesslich sogar in der Lage war, gegen sich selber zu spielen, in Teilen seines Hirns „Weiss“ und in anderen Teilen „Schwarz“ zu sein, ohne dass der eine etwas vom anderen wusste. Die Folge war eine Bewusstseinspaltung. Immer rasender, immer gereizter, der Sucht und dem Schachfieber vollends verfallen, spulte sein Geist unentwegt Partien gegen sich selber ab, bis er laut schreiend und um sich schlagend einen Nervenzusammenbruch erlitt.

Der Arzt, zu dem er gebracht wurde, erreichte Dr. Bs Entlassung unter der Bedingung, dass er innert 14 Tagen das Land verliess. B gehorchte, reiste aus und fand sich schliesslich auf diesem Schiff nach Buenos Aires ein.

Es gelingt Czentovics Herausforderern, Bertram zu überreden, alleine eine Partie gegen den Weltmeister zu spielen. Und so kommt es schliesslich zum Kampf der beiden Schachgiganten...

d2-d4, c5xd4

Dr. B unternimmt eine ähnliche Flucht, wie Stefan Zweig sie in seinem wirklichen Leben unternahm. 1881 in Wien geboren emigrierte er 1934 nach Grossbritannien und 6 Jahre später über die USA nach Brasilien. Die politische Situation in Europa, der 1. Weltkrieg, dann die zunehmende Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland war ihm unerträglich. Bereits im November 1914 schrieb er: „Mir ist heute erst ganz die entsetzliche Verwüstung zu Bewusstsein gekommen, die der Krieg (...) in meiner geistigen Welt angerichtet hat: wie ein Flüchtling, nackt, mittellos, muss ich aus dem brennenden Haus meines inneren Lebens flüchten – wohin, ich weiss es nicht.“

Das Desaster in Europa schlug auf der zarten, für düstere Stimmungen besonders anfälligen Seele Zweigs mit der zerstörerischsten Wucht ein. Schon früh litt er an einer immer wiederkehrenden Depression, die er seine „schwarze Leber“ nannte. Zweifellos liess ihm dieses seelische Leiden die von Sigmund Freud neu erarbeitete Psychoanalyse besonders interessant erscheinen; und er suchte den Kontakt zu diesem Wiener Professor. So entstand eine lose Freundschaft, die bis zu Freuds Tod im Jahre 1939 anhielt und durch einen regen Briefwechsel dokumentiert ist. Bei seiner Gedenkrede am Sarge Sigmund Freuds in London sagte Zweig: „Ich habe einen wahrhaft Weisen gesehen; ich habe Sigmund Freud gekannt.“

Wohin also sollte Zweig fliehen? Vielleicht waren die zahlreichen Reisen (die ihn u.a. auch nach Zürich führten) bis hin zu seiner Emigration ein Versuch, aus dem brennenden Haus

seines inneren Lebens zu flüchten. Die schwarze Leber aber trug er immer mit sich. Seine erste Frau Friderike von Winternitz schrieb über ihn: „Stefan Zweig ist, nachdem sein reiner Glaube an die Vervollkommnungsmöglichkeit der Menschheit nach dem 1. Weltkrieg zutiefst erschüttert wurde, ein Pessimist und ein Warner geworden, im Leben und im Werk. (...) Das war die Tragödie, die das letzte Dezennium seines Lebens vergiftet.“ Die Depression, Europas Verwüstung und die Bitterkeit des Exils gewannen schliesslich die Überhand. Stefan Zweig schied am 23. Februar 1942 freiwillig aus dem Leben.

Sf3xd4, Sg8-f6

Gelobt wurde die „Schachnovelle“ in den über 60 Jahren seit ihrer Entstehung millionenfach. Es genügt darum der knappe Hinweis, dass Sie, liebe Leserin, lieber Leser, ein besonders dichtes, dramatisches, spannungsgeladenes und sprachlich brillantes Stück sehen werden.

Wenn überhaupt Kritik an der „Schachnovelle“ geäussert wird, so meist von profunden Kennern des Schachspiels. Da sind gleich mehrere Punkte, die passionierte Schachspieler erstaunen, ja verärgern könnten. Zunächst einmal entspricht keiner der bis heute erkürten Schachweltmeister auch nur annähernd der Beschreibung Czentovics; alle waren und sind vielseitig, kultiviert und in überragendem Masse intelligent. Dass Czentovic (wie im Buch gesagt wird) nicht in der Lage sein soll, eine Partie im Kopf zu spielen und deshalb immer ein Taschenschach mit sich herumtragen muss, wirkt unglaublich, ist dies doch für alle Weltmeister und die meisten Grossmeister eine der leichteren Übungen.

Zudem erlernt niemand das Schachspiel (und schon gar nicht in so kurzer Zeit), indem er sich sofort und einzig dem Studium von 150 Meisterpartien widmet; die Tiefe und Komplexität solcher Partien überfordert den Anfänger augenblicklich. Auch das Memorieren von Eröffnungen (wie etwa der „Sizilianischen Eröffnung“, die im Stück erwähnt wird und deren klassische Variante den Abschnitten dieser Besprechung als Überschriften dient) hilft wenig, da meist schon nach wenigen Zügen Konstellationen entstehen, die in keinem Eröffnungshandbuch mehr beschrieben sind und unendlich sensitiv auf kleinste Abweichungen reagieren.

Schliesslich ist auch das Spielen gegen sich selber, gewissermassen in zwei unabhängigen Gehirnnarealen, unglaublich; zumindest ist es bei realen Schachmeistern gänzlich unbekannt.

Nun mindert all dies den Genuss des Stücks natürlich nicht. Stefan Zweig kannte sich im Schachspiel nicht besonders gut aus und hat, wie es scheint, auch nicht in Schachkreisen recherchiert. Ich vermute, es war ihm nicht besonders wichtig; er bezweckte mit der „Schachnovelle“ ganz anderes und viel mehr als bloss eine möglichst realitätsnahe Wiedergabe der Vorgänge beim Studium von Schach. Im Folgenden sei eine Annäherung an diese tieferliegenden Aspekte der „Schachnovelle“ gewagt.

Sb1-c3, Sb8-c6

Zunächst einmal bezeichnet der Titel „Schachnovelle“ auch gleich die literarische Form; es ist eine Novelle. Goethe beschrieb die Novelle als künstlerische Wiedergabe einer „unerhörten Begebenheit“. Es ist eine dramatische, auf das Hauptgeschehen zugespitzte, konzentrierte und stetig an Spannung zunehmende Schilderung eines neuartigen, vom Erwarteten abweichenden

Ereignisses, im Falle der „Schachnovelle“ die Schilderung des Aufeinandertreffens zweier Schachgenies, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten.

Da ist auf der einen Seite der rohe, stumpfe, kalte Czentovic, der Schachroboter, für den die Welt auf das schwarz-weiss karierte Schachbrett reduziert ist. Und auf der anderen Seite der kultivierte, vielschichtige, warme Dr. B, für den die klare Struktur und Organisation des Schachspiels lebensrettend gewesen war, weil all sein Denken, Trachten, Handeln und Fühlen in die unendliche, bleierne, quälende Leere stiessen, weil keine Auseinandersetzung mit der Welt möglich war; da hatte der Zufall ihm eine Welt dargeboten, eine klare, übersichtliche, regelgesteuerte Welt, die Sicherheit, Verlässlichkeit und Auseinandersetzung bot.

Diese Frage scheint mir viel interessanter als die Frage nach der realitätsnahen Wiedergabe der Vorgänge beim Studium von Schach: Was geschieht mit dem Menschen, wenn er aus der Welt fällt, wenn nichts mehr seine Sinne reizt, nur noch Stille und Einsamkeit? Wenn sein Geist, dazu verdammt, sich zu bewegen, immer verzweifelter Haken auswirft, um sich irgendwo festzumachen, an einem neuen Bild, einem neuen Ablauf, einer neuen Frage, wenn die Haken aber immer nur ins Leere dringen, nichts und niemanden und keine Ort finden, was geschieht dann mit diesem Geist? Wird er eine eigene Welt aus dem Nichts gebären? Wird er dem Wahnsinn verfallen?

Dr. B wurde zum Schachgenie. Im Gegensatz zu Czentovic wurde er nicht zum Schachgenie, weil er sich diese Welt ausgesucht hatte, sondern weil sie seine einzige Welt gewesen war, nicht weil Schach ein Spiel, sondern weil es sein Leben gewesen war. Und nun, in der Freiheit, ist sein Spiel gegen Czentovic nichts als ein Test, ob er dem normalen Leben standhält, ob er es auch dann meistert, wenn die einst übermächtige Schachwelt in die wiedergewonnene Normalität eingreift. Aus dieser Frage gewinnt das Stück enorm viel Tiefe.

Um die unerhörte Begegnung dieser so unterschiedlichen Charaktere geht es Zweig also, um zwei entgegengesetzte Pole, zwischen denen sich eine Spannung aufbaut, anschwellend, immer anschwellend, unklar, welche Art von Entladung schliesslich die Leser beziehungsweise Zuschauer erlöst...

Es ist anzunehmen, dass Czentovic und Dr. B, abgesehen davon, dass sie Personen sind, *für* etwas stehen, also eine Bedeutung auf einer anderen Ebene haben; zu auffällig ist die Gegensätzlichkeit der Figuren, zu klar fallen alle Sympathien Dr. B zu. Um diese höhere Ebene zu erahnen, müssen sicherlich Zweigs Lebensumstände in Betracht gezogen werden. Dann aber liegt die Idee nahe, dass der höfliche, gebildete und kultivierte Dr. B Eigenschaften in sich bündelt, die Stefan Zweig mit dem Europa der Vorkriegszeit verbindet, während Czentovic für die kalte, für Gefühle unempfindliche Kriegsmaschinerie und nationalsozialistische Barbarei steht. Die Kultur des alten Europa (Dr. B) wird während Jahren geschunden und mit Füßen getreten und findet, wenn überhaupt, nur unter grossen Mühen in die Normalität zurück.

Die Verödung und Verwüstung, die Dr. Bs Hirn widerfährt, könnte gleichzeitig stehen für die Verwüstung der europäischen Kultur auf den Schlachtfeldern des Krieges und die Verzweiflung in Stefan Zweigs eigener Seele, dem brennenden Haus, dem er entfliehen möchte. Ist eine Rückkehr in die Normalität möglich? Bei Zweig war das nicht der Fall; er nahm sich das Leben. Bei der europäischen Kultur schien es um 1940, als Zweig die Novelle schrieb, kaum möglich. Czentovic wird zwar auf dem Brett besiegt, aber Dr. B ist kein Sieger. Czentovic wird weitere Triumphe feiern, und Dr. B wird durch die Belastungsprobe der

letzten Partie fast zerstört. Die Rückkehr Europas in die Normalität scheint denkbar, aber sie befindet sich in äusserster Gefahr...

Skopelos, August 2006, Armin P. Barth